

Auf den Spuren
eines Unverhältnisses

Adenauer in der Nachkriegsliteratur

Hans Maier

Die Adenauer-Zeit glauben wir zu kennen. Der Begriff ist uns längst vertraut. Wir assoziieren damit Dinge, die den Menschen in den Jahren 1949 bis 1963 ins Auge fielen und im Gedächtnis haften blieben: die Bildung der kleinen Koalition, die Wiederbewaffnung, den Neugewinn politischer Handlungsfähigkeit, den Lastenausgleich im Inneren, die Anfänge der Integration in der Außen- und Europapolitik. Aber auch ganz alltägliche Dinge fallen darunter, die Auswirkungen des Wirtschaftswunders, Konsumwelle und Reisefieber, die ersten Neubauwohnungen, Glaswände, Nierentische, Tütenlampen, Filme über Sissi und Otto Normalverbraucher, das 3:2 gegen Ungarn bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Bern 1954 („Wir sind wieder wer!“), Erica Pappritz' Buch *Etikette neu* 1956 und – ein Jahr später – der Mordfall Rosemarie Nitribitt in Frankfurt als erster großer Sittenskandal des neugeborenen Gemeinwesens.

Die Älteren von uns haben die Adenauer-Zeit noch unmittelbar erlebt, sie haben sie als erlebte Wirklichkeit in Auge und Ohr – bis heute. Die Jüngeren konnten diese Zeit, sofern sie mochten, bereits von den späten sechziger Jahren an in Tonkassetten und Filmen, in Monografien, Schul- und Handbüchern als ein Stück Geschichte „abrufen“ und studieren. Zwischen dem direkten Erleben der Zeitgenossen und der Rezeption späterer Generationen, zwischen unmittelbarer Erfahrung und wissenschaftlicher Erforschung und Verarbeitung liegt jene Zeit,

in der das Bild der Adenauer-Ära sich formte und Gestalt gewann – und zwar vor allem in der Literatur und in der Publizistik.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Literatur. Dabei sind vorzugsweise jene Gedichte, Romane und Dramen der Nachkriegszeit gemeint, in denen sich die aktuellen sozialen und politischen Verhältnisse spiegeln – in denen zumindest charakteristische Spuren der Zeit erkennbar werden. Das ist natürlich nicht die gesamte Literatur, weil viele Autoren sich auch damals in ihrer eigenen Ausdrucks-
welt einschlossen und die Politik vermieden und umgingen.

Minimalismus und Reduktionismus

Die Zeit nach 1945 bot kaum Anlass für poetische Aufschwünge. In den Trümmern überlebte kein Pathos. Flugs machten viele aus der Not eine Tugend und wollten der Dichtung künftig prinzipiell den Gebrauch des „hohen Stils“ verbieten. Zeitgerecht und ästhetisch geboten erschien jetzt ein literarischer Minimalismus, eine knappe, realistische Sprache – Poesie, angesiedelt zu ebener Erde, ohne die Tendenz zur Erhebung, zur Elevation. Joachim Kaiser sollte das später die „humane Verkleinerung der ehemals rauschhaft großen Worte“ nennen. Man wollte Inventur machen, die verbliebenen Habseligkeiten zählen. Die Alltagsrealität sollte im Mittelpunkt der Dichtung stehen. Wer dieser Forderung auswich, wer sich anschickte, weiterzumachen wie bisher und sein altes Lied zu singen „auf zer-

brochener Leier“, der zog sich Ordnungsrufe zu, wie etwa in Wolfdietrich Schnurres polemischem Ausfall *An die Harfner*:

„[...] zerschlagt eure Lieder
verbrennt eure Verse
sagt nackt
was ihr müsst.“

Gewiss, die Literatur des „Kahlschlages“, der „Stunde null“ war nur eine vorübergehende Erscheinung. Die literarische Produktion der folgenden Jahre war zu reich, zu bunt, als dass sie sich den Reduktionismus einer literarischen *minimal art* zu eigen machen konnte. Aber zunächst einmal galt für die Literaten nach 1945 grundsätzlich ein striktes Verbot – das Verbot von Pathos, Erhebung, Idealisierung. (Es gilt in vieler Hinsicht noch heute.) Vor allem die Gruppe 47 erhob die Entsublimierung der Literatur zum kritischen Prinzip. Selbst ein Magier wie Günter Grass wurde dort zunächst als „Realist“ wahrgenommen – worüber sich Daniel Kehlmann kürzlich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* belustigt hat –, und als Realisten wurden auch Autoren wie Böll, Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann eingestuft, sogar der frühe Martin Walser mit seinen eher surrealen, an Kafka orientierten Literatur-Debüts.

Nullpunkt, Kahlschlag, Neuanfang

Trotz der heftigen Forderungen nach Gegenwartsnähe und politischem Engagement entwickelte die Literatur der unmittelbaren Nachkriegszeit jedoch kein wirkliches Bild der Zeit. Es gab zwar tückig-realitätsbezogene Romane wie Theodor Pliviers *Stalingrad* oder Dramen aus der Mitte der Zeitgeschichte wie *Des Teufels General* von Carl Zuckmayer – sie waren in den Jahren nach 1945 in Deutschland beliebt und populär. Aber ihr Einfluss auf die neue Literatur blieb begrenzt. Eine Zuwendung zu Gegenwartsthemen lösten sie nicht aus. Übrigens: Auch zur Literatur der Emigration ergaben sich nur geringe Berührungen. Tho-

mas Mann galt vielen Jüngeren als Kalligraph und Allegoriker, seine „oblatten-dünne Ironie“ (Peter Rühmkorf) verstörte und verletzte die ernsten Deutschen, manchen Kritikern wie Hans Egon Holt husen erschien sein Gesamtwerk gar als eine „Welt ohne Transzendenz“ – was uns heute gerade angesichts des 1947 erschienenen *Doktor Faustus* als seltsame Verzerrung erscheint. Aber auch die letzten Bücher Döblins blieben zumindest in Westdeutschland nahezu ohne Echo – so dass der Autor sich für seinen *Hamlet* zum Ostberliner Rütten & Loening Verlag flüchtete (und persönlich bald wieder in Paris Wohnung nahm).

Das Neue gewann zunächst noch keine dauerhafte Form. In vielen zeittypischen Nachkriegsbüchern überwiegt die alte deutsche Neigung zum metaphysischen Räsonnement, zur geistesgeschichtlichen Abrechnung, zum Prinzipiellen – was sich in Worten wie Nullpunkt, Kahlschlag, Neuanfang, aber auch in Buchtiteln wie *Die Geschlagenen*, *Die Schuldlosen*, *Die Welt der Angeklagten* dokumentiert. Überall stößt man auf einen parabelhaften, moralistischen Umgang mit der realen Politik (die ja damals auch, abgesehen von einigen gemeindlichen und landespolitischen Übungsfeldern, den Deutschen noch verschlossen war). Über der ganzen Aufbruchs-, Reflexions- und Krisenliteratur unmittelbar nach 1945 steht das – keineswegs selbstkritisch gemeinte – Urteil von Wolfgang Borchert: „Zu guter Grammatik fehlt uns die Geduld.“

Wandel zum Wohlstand

Doch nun – was geschah, als mit dem Marshallplan, dem fortduernden Kalten Krieg, der Währungsreform die Dinge in Bewegung gerieten, als Ludwig Erhard – bis heute der einzige wirkliche Systemveränderer in der deutschen Nachkriegspolitik – die versteinerten Verhältnisse „zum Tanzen brachte“, als Lebensmittelkarten und Zwangswirtschaft dahinfie-

len und ein freier Markt sich bildete, als die Bundesrepublik entstand und mit ihr eine neue Gesellschaft?

Rückblickend meint man, jene bewegten und stürmischen Jahre wären durchaus eines epischen Chronisten würdig gewesen. Sie hätten ihren Balzac, ihren Tolstoi finden müssen. Denn es entstand ja nicht einfach, wie manche meinten, eine neue Gesellschaft aus einer alten – ein Vorwurf, der sich schon zu Lebzeiten Adenauers in dem Wort „Restauration“ verdichtete. Vielmehr machten die Deutschen damals endgültig und unwiderruflich Bekanntschaft mit den Formprinzipien einer modernen Gesellschaft, sie näherten sich dem demokratischen Westen an und belebten die – auch im älteren Deutschland durchaus vorhandenen – freiheitlichen Traditionen aufs Neue.

Der Umschwung hatte Folgen: Aus den besitzlosen „Normalverbrauchern“ wurde ein Volk der Autobesitzer, die fremde Welt wurde verfügbar, Reisen war nicht mehr ein Privileg der Reichen, eigener Hausbesitz entwickelte sich, auch beim Mittelstand, bei Angestellten und Arbeitern. Ansprüche traten hervor und mit ihnen die Probleme der Selbststeuerung einer frei entbundenen Mobilität. Schichtungen verloren ihre zwingende Macht im neu eröffneten Spiel des Auf- und Abstieges. Wachsender Wohlstand erlaubte nicht nur die neue Lastenverteilung zwischen Heimatvertriebenen und Ansässigen im größten Umverteilungsprozess der Nachkriegsgeschichte, er löste auch die aus der Kriegs- und Nachkriegszeit ererbten Notstände auf.

Die schöne neue Welt, die hier entstand, hatte wahrhaftig ihre Probleme – ihre Stabilität war unerprobт, ihr Selbstbewusstsein machte im Ausland nicht selten Ärger, haltende, begrenzende Kräfte wurden oft in einer entfesselten ökonomischen Dynamik zerrieben. Dennoch kann man die Bundesrepublik nicht begreifen, wenn man sich nicht ihre eigentümlichen

Entstehungs- und Lebensbedingungen vergegenwärtigt. Sie war etwas durchaus Neues, Erstaunliches, Unvorhergesehenes – und von Anfang an viel mehr als ein Produkt der Not.

Erste kritische Bestandsaufnahme

Etwas von diesem Neuen, plötzlich Auftauchenden, Präzedenzlosen wird fühlbar, zumindest atmosphärisch, in den Romanen von Wolfgang Koeppen, Heinrich Böll und Günter Grass, die in die fünfziger und frühen sechziger Jahre fallen. Am meisten wohl bei Koeppen. Bei ihm werden erste literarische Bilder der Nachkriegsgesellschaft, der Nachkriegspolitik greifbar – aufgefangen zuerst an einem Tag des Jahres 1948 im amerikanisch besetzten München (*Tauben im Gras*, 1951), dann verdichtet in dem bis heute einzigen Roman von literarischem Rang über das politische Bonn (*Das Treibhaus*, 1953) – und noch einmal zugespitzt in dem makabren Endspiel zwischen dem in Rom untergetauchten ehemaligen SS-General und Massenmörder Judejahn und seinen Komplizen und Gegnern (*Der Tod in Rom*, 1954).

Das Treibhaus bietet eine erstaunlich detaillierte Analyse des hektischen Betriebs im neuen Regierungssitz, dem Bonn der frühen fünfziger Jahre – wobei die Bilder zwischen den Zimmern, Gängen und Sälen des Parlamentes, den Nachrichten- und Zeitungsredaktionen, den Beziehungsnetzen von Wirtschaft und Publizistik im Land, zwischen der aktuellen Politik und dem Persönlichen und Erotischen in rascher Folge wechseln. Es ist ein leicht zu entschlüsselnder Schlüsselroman. Im Mittelpunkt steht eine fiktionale Figur, ein Politiker des linken SPD-Flügels, der aus dem Londoner Exil zurückgekehrte Bundestagsabgeordnete Keetenheuve – ein sensibler Pazifist, der an den politischen Neuanfang glaubt, aber von der konkreten Politik – auch seiner eigenen Partei – zunehmend ent-

täuscht wird, so dass er sich am Ende in den Selbstmord flüchtet und von der Bonner Rheinbrücke stürzt. Hinter seinem Parteichef Knurrewahn, der ihn schätzt, ihm misstraut, ihn benutzt, ihn fallen lässt, verbirgt sich kein anderer als Kurt Schumacher, der Oppositionsführer und Gegenspieler Adenauers. Koeppen schildert ihn präzise als Mann mit seinem Widerspruch: „Knurrewahn hatte viel durchgemacht; aber er war nicht weise geworden. Sein Herz war gut gewesen; nun hatte es sich verhärtet [...] Er war ein nationaler Mann, und seine Opposition gegen die nationale Politik der Regierung war sozusagen deutschnational. Knurrewahn wollte der Befreier und Einiger des zerrissenen Vaterlandes werden, schon sah er sich als Bismarckdenkmal in den Knurrewahnianlagen stehen, und er vergaß darüber den alten Traum, die Internationale. In seiner Jugend hatte diese Internationale mit roten Fahnen noch die Menschenrechte vertreten. Neunzehnhundertvierzehn war sie gestorben. Die neue Zeit zog nicht mit ihr, die marschierte hinter ganz anderen Fahnen drein [...] Vielleicht fürchtete Knurrewahn so mit Recht einen alten Fehler. Nach seiner Meinung war die Partei in der ersten deutschen Republik nicht national genug aufgetreten; sie hatte in der schon gespaltenen Internationale keinen Beistand gefunden, und in der Nation hatte sie die Massen verloren, die der eingängigen Parole des primitiven nationalen Egoismus folgten. Diesmal wollte sich Knurrewahn den nationalen Wind nicht aus dem Segel nehmen lassen. Er war für ein Heer, gebranntes Kind scheut nicht immer das Feuer, aber er war für eine Truppe von Patrioten (die große Französische Revolution legte ihm die Binde der Torheit vor die Augen, und Napoleon war vielleicht schon wieder geboren), er war für Generale, aber sie sollten sozial und demokratisch sein. Narr, meinte Keetenheuve, die Generale, diese, wenn's um

ihre Karriere ging, gar nicht dummen, diese geriebenen Brüder würden Knurrewahn eine schöne Komödie vorspielen, die versprachen ihm alles, die legten sich hin und machten die Beine breit, die wollten ihre Stäbe zusammenkriegen, ihre Ranglisten aufstellen und ihre Sandkästen bauen. Was dann kam, wusste niemand. Schneider wollten nähen. Und mit dem nationalen Auftrieb war es überhaupt so eine Sache. Dieser Wind hatte sich vielleicht sogar gelegt, die nationale Regierung, schlauer, fuchsiger, segelte ein wenig mit der internationalen Brise, und Knurrewahn saß in der Flaute, wenn er national aufkreuzen wollte, statt vielleicht international das Rennen zu machen, ein Rennen mit dem Segel neuer Ideale zu neuen Ufern.“

Porträts von Politikern

Verglichen mit diesem scharf pointierten Porträt ist Koeppens Bild des Bundeskanzlers von konventionellerem Zuschnitt. Adenauer tritt unverfremdet als „Kanzler“ (wenn auch ohne Namen) auf, er ist bereits der Star des Hauses, der Mittelpunkt der Bonner Bühne, der in geübter lässiger Haltung das Rednerpult des Parlamentes besteigt und sein Anliegen vorträgt, sachlich, ohne Pathos, Effekte verschmähend. „Er war kein Diktator, aber er war der Chef, der alles vorbereitet, alles veranlasst hatte, und er verachtete das oratorische Theater, in dem er mitspielen musste. Er sprach müde und sicher wie ein Schauspieler auf der wegen einer Umbesetzung notwendig gewordenen Durchsprechprobe eines oft gegebenen Repertoirestückes. Der Kanzler-Schauspieler wirkte auch als Regisseur. Er wies den Mitspielern ihre Plätze an. Er war überlegen. Keetenheuve hielt ihn zwar für einen kalten und begabten Rechner, dem nach Jahren ärgerlicher Pensionierung überraschend die Chance zugefallen war, als großer Mann in die Geschichte einzugehen, als Retter des Vater-

landes zu gelten, aber Keetenheuve bewunderte auch die Leistung, die Kraft, mit der ein alter Mann einen einmal gefassten Plan beharrlich und euphorisch zuversichtlich verfolgte.“

Auch Porträts von Ehlers, von Gertenmaier, von Krone findet man im *Treibhaus* – daneben vieles Ironisch-Witzige, Boshaftes, Erhellende über Wirtschaft, Politik und Presse dieser Zeit. Insofern wäre das Buch ein rundum gelungenes Counterfei der frühen Bundesrepublik – stünde dem nicht Koeppens fatale Neigung zur pessimistischen Zuspitzung, zur dramatischen Dämonisierung des Alltags dagegen. Der Autor macht aus allem, auch dem Normalsten, ein Pandämonium. Insofern ist Keetenheuve wirklich sein Mann. Ein wenig Applomb des Schiller'schen Welttheaters ist selbst bei diesem realistischen Schriftsteller noch immer um die Politik, und man vergisst im Staccato der Beschleunigung zum bösen Ende hin, dass nicht alle Parlamentarierlaufbahnen tödlich enden müssen. Die Entdämonisierung, Entdramatisierung der Politik – wichtigstes Ergebnis der Ära Adenauer – wird hier, bei Koeppen, noch kaum sichtbar. Ganz im Gegenteil, alles wird schicksalsträchtig aufgeladen wie in einer Wagner-Oper. Hinter dem Bundestag taucht bei Koeppen der Rheinstrom auf, im Rheinstrom die Rheintöchter, und sie sinnen Finsternes. Selbst der Nibelungenexpress der neu erstandenen Bundesbahn, blutrot lackiert, erinnert Koeppen-Keetenheuve an die Brandmale der Vergangenheit: „Basel, Dortmund, Zwerg Alberich und die Schlote des Reviers; Kurswagen Wien Passau, Fememörder Hagen hatte sich's bequem gemacht; Kurswagen Rom München, der Purpur der Kardinäle lugte durch die Ritzen verhangener Fenster; Kurswagen Hoek van Holland London, die Götterdämmerung der Exporteure, die Furcht vor dem Frieden. Wagalaweia, rollten die Räder [...]“

Diese wahrhaftig nicht aus Bosheit ausgewählte Stelle soll zeigen, wie lange die deutsche Politik nach Krieg und NS-Diktatur zur Normalisierung des Denkens und Fühlens gebraucht hat – und leider auch die deutsche Literatur.

Ausschnitte aus dem Alltag

Hatte es Heinrich Böll da leichter? Vielen erschien er in der frühen Adenauer-Zeit vor allem als ein rheinischer Humorist. Er war einer der Ersten aus der Reihe der neuen, der jungen Schriftsteller, der sich, nach Kriegs- und Heimkehrergeschichten, mit der Realität der Bundesrepublik zu beschäftigen begann. *Haus ohne Hüter* (1954) spiegelt etwas wider von den Schwierigkeiten der Erziehung im Wirtschaftswunderland, *Billard um halbzehn* (1959) verbindet Zeitgeschichte mit Rückblenden, parallelisiert die Zerstörungen des Krieges und die Hektik des Wiederaufbaus; die *Ansichten eines Clowns* – wie Grass' *Hundejahre* im Jahr 1963 erschienen und programmatisch die Adenauer-Ära abschließend – werfen ein Licht auf kirchliche, wirtschaftliche, politische Verhältnisse zu einer Zeit, in der das Pathos des Wiederaufbaus zerstoben ist und Neues sich vorbereitet in Kirche, Gesellschaft, Politik. Programmatisch singt in diesem Buch der Clown Hans Schnier, auf den Stufen des Bonner Bahnhofs sitzend, das Lied vom guten Papst Johannes, der nicht CDU wählt.

Bölls Gesellschaft, nie weit von den Kölner Domtürmen entfernt, zeigt die Entgrenzungen, die Normauflösungen einer im Fluss befindlichen Zeit. Vieles wird jetzt möglich, was vorher tabuisiert war; Schicksale der Selbstbehauptung, der Emanzipation werden auf engstem Raum ausgetragen; die Menschen scheuern sich an überlieferten Normen wund, ohne doch glücklicher zu werden, wenn sie die Normen abgeschüttelt haben – das katholische Trauma Bölls, das sich durch alle seine Bücher zieht.

Ein Gesamtbild der Bundesrepublik wie in Koeppens Romanen findet man in Bölls weit gespanntem erzählerischen Werk kaum. Aber in Ausschnitten kann sich der Betrachter unzählige Details vom Leben und Treiben der Menschen in dieser Zeit aus nächster Nähe vergegenwärtigen. Überall wimmelt es von kleinen Leuten; Wohnen, Essen und Kleidung, Verkehrsmittel und Reisewege, Freuden und Frust des Alltags, Physiognomien und Tonfälle werden säuberlich geschildert und festgehalten – wie im Naturalismus, als man vom „Sekundenstil“ sprach und Alltägliches zu protokollieren begann. Böll kehrt die klassische Stilregel um – Schicksale ereignen sich bei ihm eher am Boden der Gesellschaft als in den privilegierten Spitzenlagen. Oft fallen die kleinen Leute in tragische, auswegslose Situation, während der Autor die großen Leute eher komisch und grotesk erscheinen lässt. Böll, in Zeiten des Ahlener Programms der CDU nicht fern, hat sich später immer kritischer zu Adenauer und seiner Partei geäußert – am Ende gänzlich verbittert und unversöhnlich. Aber unfreiwillig ist er wie kein anderer mit seinem Werk zum literarischen Zeugen für jene „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky) geworden, wie sie in Deutschland in der Adenauer-Zeit entstand.

Von den „Hundejahren“ zur Selbstrechtfertigung

Demgegenüber spiegeln die Romane von Günter Grass zwar eine größere Weltfülle – und vor allem Naturfülle – wider als die von Böll und Koeppen, sie greifen weiter aus, räumlich wie zeitlich – aber sie bieten doch mehr dithyrambische Klänge als festumgrenzte Bilder, sie wirbeln ihren Gegenstand, kaum dass sie ihn ergriffen haben, in einem ständigen Transzendifieren, einer unaufhörlichen Selbstbewegung der Sprache wieder fort. Natürlich ist Atmosphärisches bei Grass in Hülle

und Fülle vorhanden: der „stille zugige heilige katholische Wartesaal zu Köln“, ehemalige Hauptbannführer zwischen Heidschnucken und Heidebauern, Bunkerhotels und Absteigen, Rheinwiesen und die Blüten der Bergstraße. Die Herren Beitz, Quandt und Brenninkmeyer tauchen mit Namen auf, während Koeppen seinen Schumacher noch in „Knurrewahn“ verfremdet hatte. „Mehlwürmer“, Symbole für das bundesrepublikanische Management, bringen Gesetzentwürfe ein, planen Stahlkombinate, regieren Westdeutschland – so die *Hundejahre* (1963).

All das wirkt heute, nach mehr als vier Jahrzehnten, in vieler Hinsicht überzeichnet, verquer, auch abgestanden – die permanente Farbexplosion lässt die Konturen verschwimmen. Man fragt sich: Warum sind Grass – der ja auch ein Meister novellistischer Zeichnung sein kann, man denke an *Katz und Maus* oder an *Das Treffen von Telgte* – zur frühen Bundesrepublik nur wirre Skizzen, undeutlich-verwischte Brouillons eingefallen? Seine Selbstrechtfertigung in jüngster Zeit im Zusammenhang mit der lange verschwundenen Zugehörigkeit zur Waffen-SS in jungen Jahren gibt einen psychologischen Schlüssel an die Hand: „Ich wurde“, sagt Grass, „aus der Gefangenschaft in den Westen entlassen und befand mich auf freier Wildbahn. Ich musste mir selbst etwas zusammenschustern mit all den Irrtümern und mit all den Umwegen, während Gleichertrige meiner Generation, Christa Wolf etwa oder Erich Loest, im Osten des Landes sofort mit einer neuen und glaubhaften Ideologie versorgt waren... Das gab's im Westen nicht. Wir hatten Adenauer, grauenhaft, mit all den Lügen, mit dem ganzen katholischen Mief. Die damals propagierte Gesellschaft war durch eine Art von Spießigkeit geprägt, die es nicht einmal bei den Nazis gegeben hatte“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12. August 2006).

Hans Mommsen hat kürzlich angesichts der heftigen öffentlichen Kritik um Verständnis für Günter Grass geworben – er sprach vom „Recht des Einzelnen auf eine private Bewältigung des umfassenden Werteverfalls, der mit dem Zusammenbruch des NS-Regimes eintrat“ (*FOCUS*, 21. August 2006). Das muss man zweimal, dreimal hören. Ist es eine authentische Interpretation von Grass? Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Also wirklich: 1945 zerfielen die Werte – und nicht 1933! Und die „freie Wildbahn“, in der alles erlaubt war – das war die Bundesrepublik, während in der NS-Zeit „eine Art Volksgemeinschaft“ (Originalton Grass) alles zusammenhielt und in der DDR von Anfang an eine „glaubliche Ideologie“ herrschte! Ein Kommentar ist wohl überflüssig. Aber wundern darf man sich schon über diese frühe Selbstpositionierung eines Schriftstellers, in dem manche später das „Wappentier der Bonner Republik“ erkennen wollten.

Aber gibt es denn unter den prominenten Schriftstellern der Adenauer-Zeit wirklich keinen, der einmal ein gutes Wort über den Kanzler verloren hätte? Doch, es gibt einen – und seine Äußerungen folgen sogleich als Satyrspiel auf die Tragödie: Hermann Lenz, dessen autobiografische Eugen-Rapp-Romane das ganze zwanzigste Jahrhundert umspannen – eine unerschöpfliche, noch kaum entdeckte Fundgrube für Historiker – berichtet im fünften Band (*Der Fremdling*, 1988), wie die Hauptfigur des Romans, in Stuttgart lebend und literarisch tätig, auf den in Bonn agierenden Kanzler Adenauer reagiert: „Also, der ist dir sympathisch. Der kann's, der schafft's [...] Der weiß, wie sich alles um ihn herum abspielt und verachtet die Leute auch ein bisschen...“ Und Eugen erinnerte sich, dass er gehört hatte, der Alte

habe bemerkt: „Man muss die Leute nehmen, wie sie sind, 's gibt keine andern.“ Schließlich durfte jeder (auch gegen ihn) sagen und schreiben, was er wollte.

Ein sympathisch-offenes Bekenntnis – und unter Literaten eine erstaunliche Ausnahme. Wie Eugen Rapp alias Hermann Lenz damit auf seine Umgebung, das Stuttgarter Literatur- und Kunst-Etablissement der fünfziger Jahre, wirkte, wird an anderer Stelle geschildert: „Knöller's Glatzkopf lief rot an, und er rief aus: ‚Der Adenauer! Er lobt den Adenauer!‘ Aber der Adenauer tat doch was und machte nicht bloß Sprüche. Sogar in Russland achteten sie ihn. ‚Sie, Herr Rapp, wenn Sie so weiterreden...‘ sagte Knöller und duckte sich hinterm Tisch. ‚Sie, da krieg ich Angst vor Ihnen! Jetzt können Sie sagen, was Sie wollen, jetzt ist's bei mir aus!‘ schrie er und wiederholte: ‚Er lobt den Adenauer!‘ und rannte aus dem Zimmer.“

Eine anekdotische Momentaufnahme – aber doch ein sprechendes Zeugnis. So wie im damaligen bürgerlich-liberalen, keineswegs sozialistischen Stuttgart mag es auch anderswo zugegangen sein. Adenauer fand zwar Mehrheiten, er konnte regieren, wurde in Wahlen bestätigt – doch die Literatur, die in seiner Zeit entstand, hielt Distanz zu ihm. Zwischen dem Alten in Bonn und vielen Schreibenden im Land – nicht allen! – war kein Bund zu flechten. Es blieb – trotz einiger spärlicher Kontakte Adenauers zu Schriftstellern – im Großen und Ganzen ein Unverhältnis.

Eine Fortsetzung dieses Beitrages von Hans Maier folgt in der Februarausgabe der Politischen Meinung unter dem Titel „Adenauer in der Nachkriegspublizistik“.

Die ausführliche Fassung beider Texte wird 2007 in den Schriften der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus erscheinen.